

keine irgendwie mögliche Sicherheit in mir kenne. Aber ich hebe meine Hände zu Gott empor, damit ich wie eine Feder, welche aller Schwerekraft bar ist und welche der Wind forträgt, von ihm aufrecht gehalten werde. Auch kann ich das, was ich sehe, nicht vollkommen erkennen, solange ich noch im Dienste des Körpers stehe mit einer unsichtbaren Seele . . . Aber von meiner Kindheit an, wo meine Knochen und Nerven und Adern noch nicht stark geworden waren, sehe ich dieses Gesicht in meiner Seele immerfort bis zu der gegenwärtigen Zeit, wo ich schon mehr als 70 Jahre alt bin; und es steigt meine Seele, je nachdem es Gott will, bei diesem Gesichte in die Höhe des Firmamentes und in die mannigfaltige Luft und verbreitet sich unter die verschiedenen Völker . . . Dieß nehme ich aber einzig in meiner Seele wahr, während die äußeren Augen geöffnet sind, und so, daß ich dabei niemals in eine Ekstase verfallte; wachend sehe ich es Tag und Nacht. Denn das Licht, welches ich sehe, ist kein räumliches (locale), aber viel heller als die Wolke, welche die Sonne trägt [d. h. zu tragen scheint, während sie von dieser durchleuchtet wird]; und ich kann weder Höhe, noch Länge, noch Breite an demselben finden. Es wird Schatten des lebendigen Lichtes genannt. Und wie die Sonne, der Mond und die Sterne sich in dem Wasser abspiegeln, so geben mir Schriften und Worte und Tugenden und manche Werke der Menschen in jenem Lichte, in dem sie sich abbilden, ihren Widerschein. Was immer ich aber in diesem Gesichte sehe oder gelernt habe, das behalte ich lange Zeit hindurch; und ich sehe und höre und weiß das in einem Augenblick. Was ich aber [in solcher Weise] nicht sehe, davon weiß ich nichts, weil ich ungelehrt bin und nur die Buchstaben in Einfalt zu lesen unterrichtet worden. Und das, was ich schreibe, sehe und höre ich im Gesichte; und ich gebrauche keine anderen Worte, als die, welche ich höre, und bringe es in ungeheilten lateinischen Worten vor (latinis verbis non limatis profero), wie ich sie im Gesichte höre . . . Die Form auch [schon] von diesem Lichte kann ich in keiner Weise erkennen, wie ich ja auch die Sonnenkugel nicht vollends ansehen kann. Uebrigens erblicke ich in diesem Lichte zuweilen, aber nicht häufig, ein anderes Licht, das mir das lebendige Licht (lux vivens) genannt worden ist. Wann und wie ich es sehe, vermag ich nicht anzugeben. Wann ich aber dieses schaue, dann schwindet alle Traurigkeit und jede Beengung aus mir, so daß ich dann wie ein junges Mädchen und nicht wie ein altes Weib mich fühle. Freilich empfinde ich bei dem beständigen Kranksein manchmal Ueberdruß, die Worte und Gesichte, welche sich mir da zeigen, vorzubringen. Wenn jedoch meine Seele jenes kostet und sieht, dann wandelt sich meine Fassung so um, daß ich, wie ich oben gesagt habe, allen Schmerz und jede Bedrängniß vergesse. Und was ich dann in dem Gesichte sehe und höre, das schöpft meine Seele wie aus einer Quelle; doch bleibt diese voll und uner schöpftlich.“

Da das Geschriebene Hildegards, das der Disibodenberger Abt zu Mainz vorlegte, nichts anderes war, als die Anfänge des Scivias, also desselben Buches, welches gleich von vornherein die eben mitgetheilten bedeutsamen Aeußerungen Hildegards über ihre Sehergabe enthält, so begreift es sich, daß auch der Mainzer Erzbischof und seine Geistlichkeit in dieser Sache nicht endgültig entscheiden wollten, sondern meinten, man müsse sie „zur Kenntnißnahme des Papstes bringen“. Es empfahl sich das um so mehr, als gerade damals Papst Eugen III. in die Nähe kam, nach Trier nämlich, wo er zu Ausgang 1147 mit großem Gefolge einzog und bis zum Beginn des Concils zu Reims in der Fastenzeit 1148 sich aufhielt. Der Mainzer Erzbischof brachte nun zu Trier persönlich die Angelegenheit Hildegards vor den Papst. Dieser benahm sich in derselben sehr bedächtig und sandte den Bischof von Verbun nebst anderen geeigneten Personen zur sorgfältigen Untersuchung des Sachverhaltes zu Hildegard. Als er aber nach Rückkehr seiner Gesandten deren Bericht, sowie die vorgelegten Schriftstücke (scripta) Hildegards entgegengenommen hatte, ließ er selbst aus diesen den versammelten kirchlichen Würdenträgern vor und bestimmte, indem er auch jenen Bericht zur allgemeinen Kenntniß brachte, alle Anwesenden „zum Lobe und Preise des Schöpfers“. Zugewegen war nun auch der hl. Bernhard, der geistliche Vater Eugens, welcher bereits früher mit einem Briefe an Hildegard sich gewendet und ihr in diesem bemerkt hatte, „man sage, sie spüre die himmlischen Geheimnisse aus und erkenne, was über die Menschen hinausgeht, durch Erleuchtung des heiligen Geistes“, worauf sie in ihrer Antwort ihm Genaueres über sich mitgetheilt hatte. Durch Bernhard aber, dem die übrige Versammlung sich anschloß, „wurde der Papst gemahnt, eine so ausgezeichnete Leuchte [wie Hildegard es war] nicht durch Stillschweigen bedecken zu lassen, sondern eine so große Gnade, welche der Herr zu seiner Zeit kundthun wollte, durch sein Ansehen zu bestätigen. Dem stimmte der Papst bei und richtete an Hildegard ein Begrüßungsschreiben, in welchem er ihr in Christi und des hl. Petrus Namen die Erlaubniß gab, alles zu verkündigen, was sie durch den heiligen Geist erkannt hätte, und sie zum Aufschreiben ermunterte“. Eine solche Anerkennung und Aufmunterung von Seiten der höchsten kirchlichen Auctorität, zumal auf Anregung des gefeierten hl. Bernhard hin, war ebenso geeignet, sie selbst zur Erfüllung der ihr von oben gewordenen außergewöhnlichen Aufgabe anzuspornen, wie auch die Christenheit mit Ehrfurcht vor ihr zu erfüllen. Hildegard entfaltete von nun an eine ebenso großartige wie erfolgreiche Wirksamkeit. Zunächst gewann sie einen passenderen Wohnsitz: zufolge göttlicher Weisung und unter Gutheißung des Papstes wanderte sie von dem abgelegenen Disibodenberg auf den weit mehr zugänglichen Berg des hl. Rupert (s. d. Art.)